

Feuilleton

Einfalt statt Vielfalt

Wie die Lesben- und Schwulenverbände in linksidentitäres Fahrwasser gerieten.

Von Alexander Zinn

I am what I am, and what I am needs no excuses.“ Gloria Gaynors Adaption aus dem Musical „Ein Käfig voller Narren“ wurde 1984 zu einem Welterfolg – und zur internationalen Hymne der Schwulenbewegung. Die Botschaft war gerade in ihrer Schlichtheit überzeugend: jeder nach seiner Façon, keiner soll sich entschuldigen für sein „So-Sein“, niemand soll mit den Wölfen heulen müssen. Vierzig Jahre später propagieren Lesben- und Schwulenverbände das Gegenteil: Entschuldigen sollen sich nun allerdings die „Anderen“, diejenigen, die man eher abschätzig als „cis-gender“ oder „heteronormativ“ bezeichnet. Jedenfalls dann, wenn sie nicht jede Verbandsforderung willfährig unterstützen, wenn sie Kritik üben, aus der Reihe tanzen, einen eigenen Kopf beweisen. Die Reihe derjenigen, die sich dieses „Vergehens“ schuldig gemacht haben, wird immer länger. Zu ihnen gehören Birgit Kelle, Joanne K. Rowling und Jan Feddersen, neuerdings auch Gesine Schwan, Wolfgang Thierse und Feuilleton-Chefin Sandra Kegel. Organisationen, die Vielfalt predigen, produzieren nur noch Einfalt. Statt den Diskurs zu suchen, auf Kritik mit Argumenten zu antworten, besteht man auf Unterwerfungsgesten. Wer sich nicht beugt, muss mit Ausladung, Ausgrenzung und öffentlicher Denunziation als homo- oder transphob, AfD-nah rechnen.

Dass man damit weder die Bevölkerung für sich gewinnt noch das vielfältige Spektrum von Lesben, Schwulen und Transgendern repräsentiert, hat die jüngste dieser Hexenjagden deutlich gezeigt. Doch es wäre zu einfach, die Sache als Verirrung einiger Fanatiker abzutun. Dass nicht nur LGBTI-Organisationen und -medien, sondern auch der SPD-Vorstand den Anklägen beiprangen, zeigt vielmehr, wie salonfähig die Cancel-Politik inzwischen ist. Wolfgang Thierse hat zu Recht darauf hingewiesen, wie gefährlich diese Entwicklung ist (F.A.Z. vom 22. Februar). Die Verweigerung der rationalen Auseinandersetzung, der Rückzug in eine emotional grundiertere Opferkultur und die Diskreditierung jeder Kritik als „verletzend“ und deswegen homophob, frauenfeindlich, rassistisch oder rechtsextrem, ist im Kern demokratiefeindlich. Wie konnte es dazu kommen, dass die Lesben- und Schwulenverbände in solches Fahrwasser gerieten?

Betrachtet man die schwul-lesbische Gleichstellungspolitik der vergangenen dreißig Jahre, erscheinen die jüngsten Entwicklungen überraschend. Mit der Gründung des Schwulenverbandes (SVD) 1990 schlug man einen pragmatischen, bürgerrechtlich orientierten Kurs ein, der große Erfolge zeitigte. Erfolge, die vor allem darauf zurückzuführen waren, dass man, mit den Worten Thierses, „das Eigene in Bezug auf das Gemeinsame“ dachte. So etwa mit der „Aktion Standesamt“: Schwule und lesbische Paare liebten einander ebenso wie heterosexuelle, weshalb ihnen die Ehe nicht verboten werden dürfte, lautete die simple Botschaft. Eine Botschaft, mit der der SVD die Herzen vieler Menschen eroberte und damit erst die „Eingetragene Lebenspartnerschaft“, später dann die Öffnung der Ehe durchsetzen konnte.

Werden die Verbände nun Opfer ihres eigenen Erfolgs? Dafür spricht einiges. Der britische Journalist Douglas Murray führt die neue Radikalität der Gay-, Black- und Women-Rights-Bewegungen darauf zurück, dass die rechtliche Gleichstellung in den westlichen Demokratien weitgehend erreicht sei. Wie der „heilige Georg im Rüststand“ suchten Interessenverbände nun verzweifelt nach neuen Aufgabefeldern, und man sehe sie immer häufiger mit ihrem „Schwert in der Luft herumfuchteln und unsichtbare Drachen herausfordern“.

Tatsächlich suchen sich Organisationen wie der um lesbische Frauen zum LSDV erweiterte Schwulenverband in den letzten Jahren immer neue Aufgabengebiete. Mit großem Engagement kämpft man nun zum Beispiel für Trans- und Intersexuelle. Freilich verschärft man damit auch die inneren Konflikte. Schon Schwule und Lesben waren nur schwer vor einen Karren zu spannen. Die Forderung nach Auflösung der binären Geschlechterordnung wird insbesondere von Feministinnen kritisiert, die nicht akzeptieren wollen, dass heterosexuelle Männer künftig durch bloßes Vorsprechen beim Standesamt (ohne operative Geschlechtsumwandlung) zu lesbischen Frauen werden sollen.

Die seit einigen Jahren zu beobachtende Orientierungslosigkeit der Interessenverbände hat sie zu einem leichten Opfer radikaler Ideologien werden lassen. Pragmatische Politikansätze wurden zurückgedrängt, stattdessen übernahmen Akteure das Ruder, die in den akademischen Blasen der Universitäten in Fragen von Queer-Theory, Postkolonialismus und intersektionaler Diskriminierung geschult worden sind. Mangels anderer Berufsaussichten drängen sie bevorzugt in Nichtregierungsorganisationen und Medien, wo sie in den letzten Jahren an vielen Stellen tonangebend wurden. Im „ideologischen“ Gepäck haben sie all jene Vorstellungen,

die viele wie Caroline Fourest in ihrem Buch „Generation Beleidigt“ als linksidentitär bezeichnen: Die Reduzierung der komplexen modernen Gesellschaften auf ein tribalistisches Konzept identitär bestimmter Gruppen, die für sich eine „angemessene“ Repräsentanz fordern, was letztlich nur in einer neuen Form des Ständestaates enden kann.

Wie regressiv die linksidentitären Konzepte sind und wie wenig sie noch mit der Vision einer Gesellschaft freier Individuen zu tun haben, in der jeder nach seiner Façon glücklich werden kann, haben in der LGBTI-Bewegung bislang nur die wenigsten verstanden. Dabei lässt sich kaum übersehen, dass mit der neuen „Identitätspolitik“ hoher Konformitätsdruck einhergeht. Wer nicht mit den Wölfen heult, wird zum Paria. Mit der Losung „I am what I am“ hat das nichts mehr zu tun. Stattdessen werden Individuen auf ihre identitären Eigenschaften reduziert, aus denen sich ihr Platz in einer Welt ergeben soll, die aufgeteilt ist in Schwarz und Weiß, Freund und Feind. Wie in archaischen Stammesgesellschaften wird die eigene Gruppe vor „schädlichen Einflüssen“ und „Ehrverletzungen“ geschützt. Doch die „Safe Spaces“, die man nun allenthalben fordert, sind geistige Gefängnisse, an deren Toren Diskurswächter die neuen Benimmregeln kontrollieren. Worin sich all das von den miefigen fünfzig Jahren unterscheidet, aus denen man einst zur sexuellen Revolution aufbrach, ist kaum auszumachen.

Befremdlich ist das Selbstbild, das damit einhergeht. Wer sich nur als potentielles Diskriminierungsopfer wahrnehmen kann, ist kaum in der Lage, anderen auf Augenhöhe zu begegnen. Im Gegenüber sieht man dann nur noch einen Aggressor, dem man selbst Fragen nach Herkunft oder Lebensumständen als Affront auslegt. Natürlich kann die Konfrontation mit Vorurteilen belastend sein. Doch Vorurteile basieren oft auf Erfahrungswerten, und ohne sie könnte kein Mensch leben. Manchmal handelt es sich um dümmliche Pauschalierungen, aber nur selten entspringen sie böser Absicht. Die Kunst besteht darin, „mit Vorurteilen zu leben“, wie der jüdische und schwule Soziologe Alphonso Silberman betonte. Eine Kunst, die vor allem Gelassenheit und Humor erfordert.

Als wenig praxistauglich erweisen sich auch einige der Theorien, die aus der akademischen Welt in die LGBTI-Politik importiert werden. Judith Butlers These, nicht nur das soziale, sondern auch das biologische Geschlecht sei konstruiert, hat die sozialwissenschaftliche Forschung gerade wegen ihrer Radikalität vielfach befruchtet. Doch solche Theorien werden unter Forschern kontrovers diskutiert und lassen sich nicht einfach als wissenschaftliche oder gar alltagstaugliche Wahrheiten verkaufen. Die größte Gefahr der linksidentitären Ideologie ist, dass sie die Werte der Aufklärung, insbesondere die universelle Gültigkeit der Menschen- und Bürgerrechte, in Frage stellt. Stattdessen frönt man einem exzessiven Kulturrelativismus. Einige Akteure rechtfertigen sogar die Genitalverstümmelung von Frauen – und konsequent zu Ende gedacht, müsste man dann auch rechtfertigen, dass die Terroristen des Islamischen Staates Homosexuelle von Hochhäusern warfen. Das kulturell relativistische und „intersektionale“ Antidiskriminierungsbündnis führt dazu, dass solche Widersprüche aus falscher Rücksichtnahme auf vermeintliche Bündnispartner unter den Teppich gekehrt werden. So etwa vom LSDV-Bundesverband, der nicht müde wird, die Homophobie der katholischen Kirche anzuprangern, von dem aber wochenlang nichts zu hören war, als ein islamistischer Attentäter in Dresden ein schwules Paar angriff und einen der Männer ermordete.

Die harschen Reaktionen auf die Brandmarkung von Kegel, Schwan und Thierse haben die LGBTI-Bewegung kalt erwircht. Dass man es mit dem linksidentitären Opferkult überreiben könnte, damit haben wohl nur die wenigsten Verbandsfunktionäre gerechnet. Nun ist der Katzenjammer groß. Noch übt man sich in den klassischen Abwehrmechanismen und denunziert Kritiker als homophob und rechts. Wer von „Identitätspolitik“ und „Cancel Culture“ spreche, so etwa die Online-Plattform queer.de, nutze „Kampfbegriffe, die sich gegen den Einsatz für Minderheiten richten“. Dass die Welt nicht nur aus Freund und Feind besteht und es auch wohlwollende Kritik aus der Mitte der Gesellschaft geben könnte, scheint für einige Akteure unvorstellbar zu sein. Wenn sie gesellschaftlich und auch innerhalb der äußerst diversen LGBTI-Welt tragfähig bleiben wollen, werden sie ihren Horizont erweitern müssen.

Das Geheimnis des Erfolgs von „I am what I am“ lag in der Übertragbarkeit der Erfahrung des „Anders-Seins“ als Schwuler ins Allgemeine. Jeder konnte sich in dem Song wiedererkennen, denn jeder macht in seinem Leben derartige Erfahrungen: wegen individueller Eigenschaften geringgeschätzt und ausgegrenzt zu werden. Kurz: Erfolg haben immer die politischen Konzepte, die Brücken bauen, welche die Mehrheit berühren und mitnehmen.

Alexander Zinn forscht am Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung der TU Dresden. Von 1996 bis 2010 war er Vorstand, Pressesprecher und Geschäftsführer des Lesben- und Schwulenverbands. 2018 veröffentlichte er „Aus dem Volkskörper entfernt? Homosexuelle Männer im Nationalsozialismus“ bei Campus.



Klimawandel: Neben den akrobatischen „Drei menschlichen Figuren“ gibt es in Gilf-el-Kebir noch die „Schwimmer in der Wüste“.

Zwischen Stühlen und Felswänden

Platos Höhlen der Erkenntnis: Zürich zeigt die Felsbilder der Welt – und ihre Erben

Er war der Indiana Jones der Felsbildforschung und damit der Urgeschichte der Kunst. Die Rede ist vom Berliner Ethnologen Leo Frobenius (1873 bis 1938). In zahllosen abenteuerlich finanzierten Expeditionen von 1913 bis in die dreißiger Jahre wurden nahezu alle bedeutenden und damals bekannten Felsbilder auf vier Kontinenten für dafür trainierten Künstlerinnen abgemalt. Gezeichnet statt fotografiert deshalb, weil nur dieses Medium wissenschaftliche Durchdringung sichert – wer ein mehrere Meter großes Steinzeit-Wimmelbild mit Hunderten Figuren abzeichnet, muss wissen, wo der Fuß der einen unter der Überschneidung einer andersfarbigen Figur weiterläuft. Auf „unwissend“ geschossenen Höhlenfotos dieser Zeit hätte man das Gewirr im Nachhinein nicht entschlüsseln können, zumal die nur in den Abmalungen mögliche Farbe – Farbfotografie im großen Stil gab es für die Expeditionen noch nicht – einen wesentlichen Anteil an der Lebendigkeit und am Relief der Felsbilder hat.

Frobenius ist, wie die Züricher Schau „Kunst der Vorzeit – Felsbilder der Frobenius-Expeditionen“ erweist, ein noch immer unterschätzter Geburtshelfer der modernen Kunst, denn von Beginn an zeigen die steinzeitlichen Bilder auf Äußerste reduzierte, mithin abstrahierte Menschen (nie allein, stets in Gemeinschaft), immer Tiere, oft Hybride aus beidem (was bei den in Tierfelle und Häute gekleideten Urmenschen nicht verwundert), alles in Bewegung, selten Pflanzen (wir sind zeitlich vor den Agrargesellschaften), dafür stark stilisierte Naturformen wie Schnecken, Röhren oder Spiralen. Die Frobenius-„Formlinge“ taufte. Die Größenskalen sind ebenfalls eher abstrakte Bedeutungsmaßstäbe. So ist die Schlange in dem sechstausend Jahre alten afrikanischen Felsbild größer als der Elefant daneben.

Das Fesselndste ist der erzählerische Zug: Immer wird ein Erlebnis für die Nachwelt geschildert (für sich selbst brauchten es die Maler nicht zu fixieren), und zwar so, dass es auch postum noch verständlich ist. Das 1929 gezeichnete Panorama „Große Elefanten, weitere Tiere sowie Menschen“ aus Simbabwe etwa schildert auf fast sieben mal drei Metern Begegnungen von Dutzenden von Menschen und Tieren; es wurde in mehreren Schichten wohl über Jahrhunderte erweitert und kann so *pro toto* und parakontinental für alle Bilder der Schau stehen. Wie in der berühmten Lebens-Kunst-Metapher von Jorge Luis Borges, in der alle lebenslang gesammelten Bilder am Ende leviathanisch ein Porträt unseres Selbst ergeben, arbeitete schon die Steinzeitmalerei an dem einen, großen Pasticcio-Bild des Menschen in Interaktion mit der Welt.

Und so schief, wie er klingt, ist der Vergleich mit Indiana Jones nicht – heute ist das 1925 nach Frankfurt gewanderte und später nach Frobenius benannte Afrika-Institut weltweit angesehen. Zu Lebzeiten aber war der Autodidakt nicht unumstritten und als charakterlich nicht einfacher Mensch (auf der einen Seite der Visitenkarte stand lediglich sein Name und darunter „Präsident und Chef“) mit vielen offiziellen Koryphäen heillos zerstritten. Immer klamm, aber spätestens seit seiner engeren Befreundung mit Kaiser Wilhelm II. von diesem protegiert, engagierte sich auch die Industrie (wie etwa der Frankfurter Seifenproduzent Mouson) wiederholt in dessen Expeditionen. Und tatsächlich konnte er selbst nach 1933 noch von den amerikanischen Ford-Werken zehn Fahrzeuge für Afrika losleihen. Auch war er ein Treuhänder der afrikanischen und australischen Märchen, die er zu Hunderten sammelte, veröffentlichte und dadurch bewahrte, denn vielfach existieren die Kulturen – und zwar nicht nur aufgrund kolonialer Einflüsse oder gar Dezimierung – heute nicht mehr. Die Fraktion der Dekolonialisierer wird auch in dieser Sammlung von Oraleum Raubkunst für weiße Menschen sehen, und das nicht auf Augenhöhe erfolgte Erwerb der Objekte als imperialistisches Verbrechen brandmarken. Wichtig aber ist, dass die mittlerweile in einem ethnologischen Museum wie Zürich und dem Institut in Frankfurt digitalisierten Urbilder weltweit zugänglich sind und vor allem aus Afrika begeistert angefragt werden.

Überhaupt Frankfurt: Wenn künftige Archäologen im Schutt von dessen Nachkriegsstraßen plötzlich neben den ersten Konservendosen amerikanischer G.I.s auch mehr oder minder zerstörte alte Kultgegenstände Afrikas und Ozeaniens finden, müssen sie nur in den Archiven nachlesen: Zigtausende nicht rechtzeitig ausgelagerter Objekte des Frobenius-Instituts sind der Bombardierung von Stadt und Institutsgebäuden 1944 zum Opfer gefallen. Die fast sechstausend kostbaren Abmalungen und Nachzeichnungen aber haben den Feuersturm überlebt und sind nun in ihren faszinierendsten Exemplaren in Zürich zu entdecken. Wenn sie heute bisweilen die einzig erhaltenen Abbilder der inzwischen oft ausgewaschenen oder durch Graffiti und anderes zerstörten Felsbilder sind, rücken die Nachschöpfungen in den Status des Originals auf.

Nach der ersten Feier der frisch entdeckten Höhlen von Altamira und Lascaux durch die künstlerische Avantgarde um 1900 erleben die weltweit verblüffend ähnlichen Felsbilder derzeit eine zweite Renaissance, auch wegen neuer und präziser zu datierender Sensationsfunde wie der bislang ältesten Malerei, eines 45 500 Jahre alten Schweins auf Sulawesi (F.A.Z. vom 15. Januar). Stellt sich nun die Frage, warum man unbedingt nach Zürich fahren sollte, wo doch der Bestand näher liegend in Frankfurt ruht. Die Erklärung fällt leicht: Zum einen, weil es sich bei der Schweizer Schau um die auf über 120 Felsbilder, Fotografien und Objekte stark erweiterte Präsentati-

on im Vergleich zum überschaubaren Frankfurter Universitätsmuseum Giersch handelt (beide Schauen aber kundig vom hiesigen Frobenius-Institut erarbeitet wurden). Zum anderen zeigt das Museum Rietberg die teils riesigen Panoramen nicht nur stilvoll-dezent auf dunkelgrauen „Höhlen“-Wänden im Untergeschoss seines Neubaus (man steigt – nicht unwichtig für die innere Vorbereitung – wie in den meisten Höhlen auch nach unten). Die monumentalen Bilder werden auch opulent auf einer gesamten Etage präsentiert, denn sie brauchen Wirkraum und Abstand, nachdem man Frobenius' einstige Grundentscheidung verstanden hat, nicht die Felsklüfte und Höhlen als Ganzes abzumalen, sondern nur die gestalteten Partien als Bild gerahmt für die Moderne-Begeisterten seiner Tage auf Tournee durch Europa zu schicken.

In einem eigenen Saal wird diese höchst unterschiedliche Aufnahme der urzeitlichen Formwelten durch moderne Künstler wie Klee, Miró, Brancusi, Giacometti, Pollock oder Willi Baumeister gezeigt. Mögen hinter der Rezeption auch unterschiedlichste Motive und Gemengelage stehen – für deutsche Künstler wie Baumeister war unmittelbar nach dem Krieg die Unschuld der Urzeitbilder wichtig, für Giacometti hingegen, der als Schweizer neben der etruskischen Kunst auch sorgsam die Höhlenmalerei Helvetiens studierte, stand das Filigrane der Steinzeit-Figuren im Vordergrund, während für Pollock wiederum das entgrenzte All-over das Entscheidende war – alle Aufgriffe verbindet eines: die Suche nach einer universal verständlichen und damit antinationalen Bildsprache der Semi-Abstraktion.

Durch die ausgebreiteten Quellen können die Damaskusergebnisse durch die Steinzeit in über vierzig Schauen für die Moderne-Giganten belegt werden: Klee konnte die vom Künstlerkollegen Max Bill in Plakat und Hängung als White Cube (die Ironie rufziger Höhlenmalereien in steril weißen Räumen ist groß) gestaltete Frobenius-Schau schon 1931 in Zürich sehen. Pollock erhielt die Idee für seine Drippings wesentlich im New Yorker MoMA, wo er 1937 die Felsbilder sah. Viele englische Maler wankten 1946 besetzt aus der Londoner Schau „40 000 Years of Modern Art. A Comparison of Primitive and Modern“, die bereits im Titel anachronistisch die Geburt der modernen Kunst mit der Entstehung der Kunst in eins fallen ließ. Vertieft man sich in die „Drei menschlichen Figuren“ aus dem ägyptischen Gilf-el-Kebir, die formvollendete Akrobatik mit den dazugehörigen Geschwindigkeitslinien vollführen, kann an der Richtigkeit dieser Titel-Gleichung eines Essentialismus *ab initio* kein Zweifel bestehen.

STEFAN TRINKS

Kunst der Vorzeit – Felsbilder der Frobenius-Expeditionen. Im Museum Rietberg, Zürich; bis 11. Juli. Der Katalog kostet 49 Euro.

STEFAN TRINKS



Der Abgang

Von Hubert Spiegel

Es gab eine Zeit, in der die Berliner Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz häufig als Festung bezeichnet wurde: Viele, die draußen waren, wollten hinein, und wer drin war, durfte sich auf der richtigen Seite der Festungsmauern fühlen, in künstlerischer, politischer und nicht zuletzt in moralischer Hinsicht. Man hatte ein bestimmtes Selbstverständnis, das sorgfältig gepflegt und demonstrativ zur Schau gestellt wurde. Bert Neumann, einer der prägenden Akteure der Castorf-Ära, begriff die Möglichkeiten, die ein subventioniertes Theater bietet, als Verpflichtung: als „eine Pflicht, dass man sich als Künstler viele Freiheiten nimmt“. Henry Hübchen fasste seine Volksbühnen-Erfahrungen bündig zusammen: „Demokratie im Theater ist zerstörerisch. Nur Diktaturen überleben.“ Dass die Freiheiten, die sich die einen glauben nehmen zu dürfen, von den anderen als Diktatur empfunden werden müssen, ist ein Konflikt, an dem Institutionen krank werden und schließlich zerbrechen können. Auch die Theater leiden längst darunter, heute mehr denn je. Frank Castorf konnte sich die Bezeichnung Diktator noch wie einen Ehrentitel an die Tür seines Intendantenbüros nageln lassen, Klaus Dörr, der Nachfolger von Castorfs direktem Nachfolger Chris Dercon, nimmt heute seinen Hut, weil ihm zehn Mitarbeiterinnen des Theaters wiederholten Machtmissbrauch in Form sexueller Belästigung vorgeworfen haben. Von schamlosen Blicken, unerwünschten Berührungen, sexistischen Bemerkungen und anderem mehr war am Samstag in der „taz“ zu lesen, die auch berichtete, Dörr habe die Vorwürfe zurückgewiesen, jede weitere Stellungnahme abgelehnt und sich einen Anwalt genommen. Gestern Mittag sah es also noch so aus, als würde Dörr darum kämpfen, seinen zum Sommer auslaufenden Vertrag erfüllen zu dürfen. Aber dann ging alles sehr schnell. Bereits am frühen Nachmittag übernahm Dörr die „komplette Verantwortung“ für die gegen ihn erhobenen Vorwürfe. Anders als in Karlsruhe, wo Intendant Peter Spuhler gleichfalls mit schwerwiegenden Vorwürfen konfrontiert wurde, zieht sich der Konflikt an der Volksbühne nicht endlos in die Länge. Aber ebenso wie in Karlsruhe, wo die Rolle der Kunstinministerin Theresia Bauer umstritten ist, muss sich auch Berlins Kultursenator Klaus Dercker unangenehme Fragen stellen lassen: Wann hat er von den Zuständen an der Volksbühne erfahren? Und ist es richtig, dass er bereits vor der Verpflichtung Dörrs gewarnt und auf dessen Neigung zu Machtmissbrauch hingewiesen wurde? Wir sind im dritten Akt, letzte Szene. Intendant: geht rasch ab. Vorhang: fällt nicht. Applaus: nicht zu hören. Stück: geht weiter? Nach der Sommerpause tritt René Pollesch seine Intendanz an der Volksbühne an.

Morgen

Natur und Wissenschaft

Eine Penelwaage verspürt nach dem Hauch der Schwerkraft

Geisteswissenschaften

Der Name des Henry-Ford-Baus der Freien Universität Berlin

Osterfestspiele verschoben

Knapp drei Wochen vor ihrem geplanten Beginn sind die Osterfestspiele Salzburg verschoben worden. Sie sollen nun, nach gemeinsamen Überlegungen mit dem Landeshauptmann Wilfried Haslauer und dem Bürgermeister Harald Preuner, am Wochenende vor Allerheiligen, vom 29. Oktober bis zum 1. November, stattfinden. Dies gaben der Künstlerische Leiter Christian Thielemann und der Intendant Nikolaus Bachler in einer gemeinsamen Erklärung am Montag bekannt. Ein genaues Programm werde im Mai vorgestellt. Auch die Osterfestspiele Baden-Baden wurden unterdessen auf die Zeit vom 6. bis 9. Mai verschoben. Die geplante Inszenierung von Peter Tschaikowskys Oper „Mazeppa“ durch Dmitri Tschernjakow werde durch eine konzertante Aufführung mit den Berliner Philharmonikern unter der Leitung von Kirill Petrenko und weitere Konzerte ersetzt.

jbm.